

## DIE ZWILLINGE

Da stand sie am Fenster des kleinen Stübchens, das die Tochter ihr überlassen hatte, mit zartem, durchsichtigem Gesicht, und sah über die dunklen Sturzäcker hin zu den Bergen, die sie begrenzten. Ihre Augen waren dunkel von Heimweh und doch wiederum froh in einer großen Erwartung. Vor ein paar Tagen hatte sie in unserem Pfarrhaus um Aufnahme gebeten, kurz vor Weihnachten war es, sie hieß »Maria« und erwartete ein Kindchen. Durften wir sagen: »Wir haben keinen Raum in der Herberge«, obgleich das Haus eigentlich von Evakuierten schon voll besetzt war? Sie kam aus der kriegsgefährdeten Zone in der Aachener Gegend und hatte sich von ihrem Transport gelöst, um in unserer Stadt bei Verwandten ihre Entbindung abzuwarten. Aber die Verwandten konnten sie nicht aufnehmen. Nun, in Gottes Namen, auch für das Kind würde noch Platz genug sein.

Maria, die zarte, anmutige, war flink und geschickt. Sie hielt ihr Stübchen sauber und bereitete fleißig alles für das kommende Kind vor. Sie war ein lieber Hausgenosse. Daß ihr Aufenthalt im Pfarrhaus dann ein recht heiterer wurde, der über vieles Schwere in jener Zeit hinweghalf, ging so zu:

Einige Tage vor Weihnachten wurde Maria ins Krankenhaus gebracht. Voller Spannung warteten alle im Haus auf das erregende Ereignis. Endlich klingelt das Telefon:

»Hier Schwester Dorothea.«

»Nun, ist alles gut gegangen, ist alles in Ordnung, ist es ein Junge, ein Mädchen?«

Zögern, Schweigen. »Hm, . . . ja . . .«

Angstvoll frage ich: »Ist etwas nicht in Ordnung, Schwester Dorothea?«

»Ja, wohl«, zögernd fährt sie fort: »Aber – es sind Zwillinge, ein Junge und ein Mädchen. Wir sind etwas besorgt, ob es Ihnen nicht zuviel wird, wo Sie das Haus schon voll haben?«

»Nein, in Gottes Namen, sie sind herzlich willkommen, geht sonst alles gut?«

»Na, dann Gott sei Dank. Ja, es ist alles gut.«

Die Mutter und die Zwillinge zogen kurz nach Weihnachten ein. Ein zweites Körbchen wurde beschafft und Wäsche für das zweite Kind. Es waren ein ganz zarter Junge und ein kräftigeres Mädchen, und beide waren bald das Entzücken des ganzen Hauses. Wer stieß sich schon in jenen schweren Jahren, es war Weihnachten Neunzehnhundertvierundvierzig, in dem hellhörigen Haus an ein bißchen Schreierei, ein bißchen Lärm mehr oder weniger?

Es war spät am Abend. Der Sturm heulte um das einsam gelegene Pfarrhaus, der Schnee fiel in dichten Flocken. Da schellte es. Wurde der Pfarrer zu einem Kranken gerufen? Draußen standen zwei seltsame alte Leutchen, dick eingemummt, sie trugen ein paar Pappkartons in der Hand. Die Frau hatte ein Tuch um den Kopf gewickelt und einen Schal über den Mantel geschlungen, der Alte, mit rotem, gesundem Gesicht, weißbärtig, trug

eine Schirmmütze, einen dicken Schal und eine grüne Joppe.

»Wohnt hier eine Frau Maria G.?«

»Ja, gewiß, wollten Sie zu ihr?«

»Wir sind die Eltern und wollten sie besuchen kommen«, sie sprachen einen ausgesprochen rheinischen Dialekt. Die junge Frau öffnete oben ihre Tür, sie stürzte die Treppe hinab, und weinend lagen Tochter und Eltern einander in den Armen.

Wo aber sollten sie bleiben, wenigstens erst einmal diese Nacht? Maria hatte schon einen Plan bereit. Der Luftschutzkeller befand sich in einem früheren sogenannten »Jugendraum«, der Raum war gedeilt, mit Rupfen bespannt, an die Heizung angeschlossen, und somit immer warm. Die Fenster lagen halb über der Erde. Es war für einen Keller ein ganz komfortabel eingerichteter Raum. Den hatte Maria für ihre Eltern ausgesucht. Es wurden erst einmal Matratzen hineingelegt. Was aber würde weiter werden? In ihre zerstörte Heimat konnten sie nicht zurück, an ihren Transport konnten sie auch keinen Anschluß finden. In der Stadt bekamen sie keine Einweisung in eine Wohnung. Maria schlug vor, Betten in den Luftschutzraum zu stellen. Dort könnten die Eltern schlafen und oben in ihrem kleinen Stübchen wohnen und essen.

Nun denn, in Gottes Namen, wir stellten die Bettstellen hinein, und die beiden Alten freuten sich, daß sie Nacht für Nacht beim Alarm in ihren Betten bleiben konnten.

Aus dem einen Gast war nun eine fünfköpfige Familie geworden.

Kaum waren die alten Eltern – sie waren beide über siebzig – richtig einquartiert, da erhob sich ein anderes, gewissermaßen »geistliches« Problem. Opa und Oma, von den Kinderchen entzückt, aber doch recht besorgt den zarten Jungen ansehend, drängten darauf, daß die Kinder bald getauft würden. Was in einem evangelischen Pfarrhause keine Schwierigkeiten gemacht hätte, wären die Hausgenossen evangelisch gewesen, war nun mit schwierigen Problemen wie geladen, weil sie katholisch waren. Die Pfarrersleute hatten, als Maria um Unterkunft bat, selbstverständlich nicht nach ihrer Konfession gefragt, sie hätten aber niemals gedacht, daß diese Tatsache manche Dinge so komplizieren würde.

Es war kalter Winter geworden. Der Schnee lag so hoch, wie er fast nur noch im Gebirge liegt, dazu kam ein eisiger Wind, der den Schnee verwehte, und starker Frost. Alle Versuche, den katholischen Pfarrer zu bewegen, ins Haus zu kommen, um die Kinder zu taufen, blieben ergebnislos. Opa und Oma drängten, standen wartend am Telefon, wenn wir es noch einmal und noch einmal versuchten, Ehrwürden zum Kommen zu bewegen. Es handelte sich ja nicht um unmittelbare Lebensgefahr der Kinder, also eine Nottaufe, wozu er wohl ins Haus gekommen wäre. Aber es blieb die Frage: Wie sollte man die Kinder bei diesem Wetter in die zwanzig Minuten entfernt liegende katholische Kirche schaffen? Opa und Oma standen wieder am Telefon –, nicht daß sie selbst telefonierten, das hätten sie nicht gewagt –, aber sie standen in Herzensangst dabei, wenn es nun, nachdem Ehrwürden unerbittlich blieb, vielleicht nach

den Vorschriften der Kirche unerbittlich bleiben mußte, um die Beschaffung eines Wagens ging. Ein Auto war in jener Zeit nicht zu bekommen. Und wem wäre es klarzumachen gewesen, daß die Säuglinge unbedingt durch dieses Wetter in die Kirche zur Taufe gefahren werden mußten, wie Opa und Oma es stürmisch verlangten? Schließlich fand sich eine alte offene Pferdedroschke, die uns fahren konnte, uns, das heißt den alten Opa, meine Tochter und mich. Denn die junge Mutter war noch viel zu angegriffen, um mitkommen zu können, und Oma war schon halbkrank bei uns angekommen.

Die Kinder wurden in dicke Betten gepackt, jeder von uns beiden bekam ein solches großes unförmiges Paket, aus dem nicht einmal das Näschen hervorsah, auf den Arm. Wir setzten uns in den Fond des »feudalen« offenen Wagens, während Opa sich auf den gegenüberliegenden Sitz setzte. Die Fahrt ging los, sehr langsam, die Hände erfroren uns fast, aber das Schlimmste war, daß die alte Droschke sich infolge der Schneeverwehungen ständig auf die eine oder die andere Seite neigte, und wir in größter Angst saßen, das jeweilige Kind könne aus den schweren Kissen einfach heraus- und in den Schnee rutschen. Opa hatte eine doppelte Aufgabe, einmal aufzupassen, ob kein Kind herausfiel, das andere Mal aber immer, wenn sich die Droschke zu sehr auf die eine Seite neigte, schnell auf die andere Seite zu springen, um das Gleichgewicht herzustellen, was er mit bewundernswerter Geschicklichkeit tat. Überhaupt war Opa, wie es sich erwies, recht gut zu gebrauchen.

Unter Ängsten und Lachen ging schließlich diese halbe

Stunde Fahrt vorbei. Die Droschke fuhr nicht schneller, als wären wir zu Fuß gegangen. Die Kinder lagen zum Glück beide warm in den Kissen. An der Kirchtür stand Ehrwürden, eine Schwester neben ihm, und begrüßte die evangelische Pfarrfrau, die die Kinder zur Taufe in die katholische Kirche brachte, aufs freundlichste. Trotz der Kälte war uns schon auf der Fahrt der Angstschweiß ausgebrochen. Aber die Taufe in der kalten Kirche war mit ebenso großen Nöten und Ängsten verbunden. Denn die vielen Zeremonien machten es nötig, daß den Kindern die Jäckchen an- und ausgezogen werden, daß sie auf den Rücken und wieder herumgewendet werden mußten und andere Dinge, wobei die Schwester geschickt und Opa nach Kräften Hilfe leisteten. Endlich war der Taufakt vorbei. Wir waren die stellvertretenden Paten. Und wieder begann die teils lustige, teils ängstliche Fahrt.

Inzwischen aber hatte die junge Mutter in unserem Weihnachtszimmer eine Festtafel hergerichtet, weihnachtlich mit Kerzen und Tannengrün geschmückt. Heimlich hatte sie vorher im Nachbarhaus von ihren besonderen Zutaten Kuchen gebacken. Alle im Haus Einquartierten, unsere Familie und die Nachbarin, waren zum festlichen Taufkaffee geladen. Eine der Hausbewohnerinnen, die viele Beziehungen hatte, Blockwartin in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt war, hatte gutmütig und hilfsbereit, wie sie immer war, den Bohnenkaffee gestiftet. Die Kinder wurden in ihre Körbchen gelegt und mit Geschenken überschüttet. Jeder im Haus nahm aufs innigste an diesem großen Ereignis teil. Es war in jener

Zeit der schweren Kriegseignisse ein Fest, wie es nicht schöner gedacht werden konnte. Evangelische Christen und Katholiken, Nationalsozialisten und Bekenntnispfarrersleute, Evakuierte und Einheimische – sie feierten zusammen die Aufnahme der Kinder in die christliche Gemeinde.

Nach dem Kaffee wurde der Weihnachtsbaum angezündet, und während die Kinder friedlich in ihren Körbchen schliefen, sangen wir miteinander Weihnachtslieder. Maria stand, noch zarter und durchsichtiger als sonst, unter dem Weihnachtsbaum und sang mit ihrer weichen Stimme: »Uf'm Berge, da wehet der Wind, da wiegt die Maria ihr Kind. Josef, lieber Josef mein . . .« Sie war von einem großen Glück wie eingehüllt, und doch war ihr Gesicht wiederum von Trauer beschattet. Wo mochte ihr Mann, der Vater der Kinder, der vielleicht noch nichts von der Geburt der Kinder wußte, jetzt im Kampfe sein?

Die hilfsbereite Blockwartin, die sehr antisemitisch eingestellt war und immer über die Juden schalt, sang mit einer tiefen Zarah-Leander-Stimme und großem Gefühl: »Tochter Zion, freue dich, jauchze laut, Jerusalem.« Das war noch fast das größte Wunder an dem Abend. —

Die Alarme wurden von da an von Nacht zu Nacht schlimmer. Sobald die Sirene ertönte, nahm ich den kleinen Jungen, die Tochter das Mädchen, Maria trug den Koffer mit den nötigen Sachen, und so stürmten wir in den Keller. Sah ich meine Tochter von der Seite an, so bemerkte ich, daß sie es unbewußt machte, wie ich auch: Wir beugten uns tief über die kleinen Wesen, um sie

mit unserem Körper zu schützen, sollte etwas passieren. Jeder im Keller war mit sorgenden Gedanken bei den Kindern, so daß die schwere Gefahr der Bomben gar nicht so bemerkt wurde. Die Kinder wurden für uns alle ein Segen und ein Schutz.

Opa und Oma aber lenkten uns in anderer Beziehung ab. Sie lagen in ihren Betten, die Nachthauben auf dem Kopf. Sobald eine Bombe fiel, krochen sie tief unter das Deckbett. Sobald der Lärm ein wenig aufhörte, sah man zuerst Omas Kopf auftauchen, und sie wiederholte stereotyp denselben Satz: »Und so jing dat bei uns den ganzen Tag, den ganzen Tag.«

Opa aber, der sich tagsüber überall nützlich machte und gern auf unserem Stück Land, das vom Pfarrhaus entfernt lag, gearbeitet hätte, wiederholte immer wieder, den Kopf mit der Schläfmütze aus den Kissen steckend: »Wenn dat Land doch nähjer läje, ach, wenn dat Land doch nähjer läje!«

An einem Abend, kurz vor dem Ende, schellte es wieder. Ein Soldat stand an der Tür, der Vater der Kinder, der Marias Brief erhalten und Urlaub bekommen hatte. Maria und die Eltern jubelten. »In Gottes Namen, mag er bleiben.« So war die sechsköpfige Familie zusammen. —

Die Stadt wurde von der feindlichen Artillerie beschossen, und man schickte sich an, längere Tage und Nächte im Luftschutzkeller zu verleben. Maria sterilisierte Milch, Wasser und Haferschleim für die Kinder, wir zogen mit Vorräten und Betten hinunter.

Als nach mehreren Tagen und Nächten schweren Be-

schusses die Stadt erobert wurde und die Amerikaner mit ihren Gewehrkolben unsere Luftschutzkellertür fast einzuschlagen drohten, öffneten wir ihnen, nicht ohne daß wir beide, meine Tochter und ich, die Säuglinge ergriffen hätten. Wir stellten uns, die Kinder auf dem Arm, an der Tür auf, und hielten sie ihnen entgegen, während die anderen alle, die Hände hoch, hinter uns standen. Oma und Opa streckten sie hoch aus dem Bett.

Die Soldaten sahen die seltsame Gesellschaft und — lächelten, lächelten die Kinder an und lachten laut über Oma und Opa. Da hielt ich meine erste und einzige englische Rede, daß der Soldat der Vater dieser beiden Kinder und der Sohn der alten hilflosen Leute sei und daß sie ihn doch hierlassen möchten. Die Soldaten sahen uns sehr freundlich an. Mein Mann mußte mit ihnen durch das Haus gehen, dann teilten sie Zigaretten und andere gute Dinge aus, den Vater der Zwillinge ließen sie wirklich ungeschoren, obgleich er eine Uniform anhatte.

In der Nacht schliefen wir noch einmal, nicht mehr gestört vom Artilleriebeschuß, im Luftschutzkeller. Wir wagten uns noch nicht in den oberen Teil des Hauses. Das Geschrei der Zwillinge, sonst übertönt vom Riesenschall der Geschosse, war uns wie süße Musik.

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Es war ein Frühlingstag, wie man ihn sich nicht schöner denken konnte. Amseln und Drosseln hüpfen wieder auf dem Rasen umher, als wäre nichts geschehen. Wir aber sahen erst jetzt, welchen Gefahren wir entgangen waren.

Der Garten war aufgewühlt von den Einschlägen der Artillerie, neun große Löcher zählten wir dicht um das Haus herum, an den Mauern unseres Kellers. Alle Fensterscheiben waren zersplittert. Die Zimmer lagen voller Glasscherben, in den Wänden, den Büchern, der Standuhr, in den Stühlen steckten Granatsplitter oder befanden sich Löcher von Splittern.

Wir setzten uns alle in die lang entbehrte Sonne, in den Garten. Die Zwillinge, die Tag und Nacht im dunklen Keller gewesen waren, blinzelten ins Licht. Alle beugten sich immer wieder über sie, sahen das zarte, behütete Leben wie eine neue glückliche Verheißung an, und jeder begann wieder an einen neuen Anfang, eine von Gott uns noch einmal gesetzte Gnadenfrist zu glauben.

## INHALT

Die Herbstzeitlose . . . . .	7
Katzentaufe . . . . .	16
Tante Retzki . . . . .	25
Die Zwillinge . . . . .	37